

DIE PILGERSTRASSE

Wärest du ein Hindu aus den sonnenversengten Ebenen Indiens und hättest den Wunsch — den jeder gute Hindu hegt —, die Pilgerfahrt zu den uralten Schreinen von Kedarnath und Badrinath zu unternehmen, dann müßtest du deine Wallfahrt in Hardwar beginnen. Um den vollen Segen zu erlangen, der dir für die richtige Durchführung der Wallfahrt zusteht, mußt du den ganzen Weg von Hardwar nach Kedarnath und von dort über das Gebirge nach Badrinath barfuß wandern.

Nachdem du dich in Hardwar durch Untertauchen in dem Heiligen Teich Har-ki-pauri gereinigt, vor den vielen Schreinen und Tempeln «darshan» gemacht und dein Scherflein in die Opfertruhen geworfen hast, darfst du nicht versäumen, eine Münze in Reichweite der faulenden, schwärenden Stümpfe zu werfen, die einst die Hände der Aussätzigen waren, welche die schmalste Stelle des Pilgerweges oberhalb des Heiligen Teiches säumen. Solltest du das unterlassen, so werden dich jene Unglücklichen verfluchen und verwünschen; du darfst dich auch dann nicht davon abhalten lassen, diese Wohltaten zu erweisen, wenn du weißt, daß diese Kreaturen Reichtümer besitzen, die du dir nicht einmal im Traum vorstellen kannst, Reichtümer, die sie in den stinkenden Lumpen ihrer Kleidung verbergen oder in den Felsenhöhlen, die sie ihr Heim nennen. Flüche darfst du nicht auf dein Haupt laden, auch wenn es dich einige Kupfermünzen kostet.

Nun hast du alles getan, was die Religion einem guten Hindu vorschreibt, und kannst deine lange, mühselige Wallfahrt beginnen.

Von Hardwar kommst du zunächst nach Rikikesh. Dort wirst du zum erstenmal den «Kalakamli Wallahas» begegnen.

Ihr Name stammt von dem Gründer dieses Ordens, der stets in eine schwarze Decke gehüllt war; viele seiner Schüler tragen noch heute diese Tracht in Form eines Umhanges oder schlingen die Decke lose um die Lenden, gehalten von einem Strick aus Ziegenhaar; im ganzen Land preist man die Kalakamli Wallahas ob der guten Taten, die sie verrichten. Ich weiß nicht, ob andere religiöse Bruderschaften, denen du auf deiner Wallfahrt begegnest, ebenfalls ein Anrecht auf Lob haben; die Kalakamli Wallahas jedenfalls haben es, denn sie unterhalten mit den Opfergaben, die ihnen in den von ihnen errichteten zahlreichen Schreinen und Tempeln, Spitälern, Ambulanzstationen und Pilgerhütten gespendet werden, diese Stätten und speisen die Armen, die Notleidenden.

Von Rikikesh aus kommst du nach Lachman Ihula, wo der Pilgerweg über eine Hängebrücke vom rechten zum linken Ufer des Ganges führt. Auf dieser Brücke mußt du dich vor den roten Affen hüten, die sich dort tummeln; sie sind noch zudringlicher als die Aussätzigen von Hardwar, und wenn du sie dir nicht mit Süßigkeiten oder gerösteten Mangobohnen günstig stimmst, ist der Weg über die lange schmale Brücke sowohl schwierig wie peinvoll.

Nach einer dreitägigen Wanderung längs dem linken Ufer des Stromes gelangst du nach Srinagar, der wunderschönen alten Hauptstadt von Garhwal, einem wichtigen historischen und religiösen Handelszentrum, das in einem breiten, von hohen Bergen umgebenen Tal liegt. Hier leisteten im Jahre 1805 die Vorväter der Garhwali-Soldaten, die in den zwei Weltkriegen so tapfer gekämpft haben, vergebens einen letzten Widerstand gegen die eindringenden Gurkha. Auch beklagt noch heute die Bevölkerung von Garhwal den Untergang ihrer alten Stadt Srinagar, die im Jahre 1894 mitsamt den Palästen ihrer Könige durch den Dammbruch des Gohna-Sees bis auf den letzten Stein vernichtet wurde. Dieser natürliche Staudamm, der Schuttkegel eines Bergrutsches im Tal des Birehi Ganga (ein Nebenfluß des Ganges), war an der Sohle 3300 Meter, an der Krone 600 Meter breit und 270 Meter hoch; als er barst, ergossen sich innerhalb von sechs Stunden

300 Milliarden Kubikmeter Wasser ins Land. Doch obwohl die Flut das ganze Gangestal bis nach Hardwar verwüstete und jede Brücke wegschwemmte, verlor nur eine Familie ihr Leben, die nach der Zwangsevakuierung in die Gefahrenzone zurückgekehrt war — so gut hatte man den Zeitpunkt der Katastrophe vorausgerechnet.

Von Srinagar aus mußt du einen steilen Pfad nach Chatikhal erklimmen, wirst aber für diese Mühe durch einen herrlichen Blick auf das Gangestal und auf die von ewigem Schnee bedeckten Berggipfel oberhalb von Kedarnath belohnt.

Nach einer weiteren Tagesreise liegt Golabrai vor dir; dort findest du mehrere Pilgerhütten mit Grasdächern, ein Steinhaus — es hat nur einen Raum — und einen großen Brunnen mit gutem Trinkwasser; er wird von einem kristallklaren Bächlein gespeist, das im Sommer gemütlich durch mehrere Rinnen aus roh zugehauenen jungen Tannenstämmen den Berghang hinunterrieselt; in den anderen Jahreszeiten braust es jedoch ungehemmt schäumend über Felsen hinweg, die mit Moos und Farnkraut bewachsen sind, über üppige Wiesen mit grellgrüner Brunnenkresse und himmelblauen Strobilanthen.

Hundert Meter von den Pilgerhütten entfernt steht rechts am Weg ein Mangobaum. Dieser Baum und das oberhalb liegende einstöckige Haus, in welchem der Pandit (Brahmane) wohnt, der Besitzer der Pilgerhütten von Golabrai, sind für die Geschichte, die ich erzählen werde, bemerkenswert.

Nach drei weiteren Kilometern durch das letzte bißchen flache Land, das du für manche Tage sehen wirst, gelangst du schließlich nach Rudraprayag. Und hier müssen wir uns trennen, denn dein Weg, mein Pilgerfreund, führt dich über den Alaknanda, dann längs dem linken Ufer des Mandakini nach Kedarnath, während ich über die Berge nach Naini Tal, meinem Wohnort, wandern muß.

Der Weg, der dir bevorsteht — Millionen von Pilgern wie du haben ihn begangen — ist entsetzlich steil und steinig, und du, dessen Lungen nie Bergluft geatmet, du, der du noch nie höher als bis zum Dach deines Hauses gestiegen bist, du, dessen Füße nie härteren Boden als nachgiebigen Sand betreten haben,

wirst schwer leiden. Es wird Momente geben, viele Momente, da du keuchend um Atem ringst, wenn du mühsam steile Berge erklimmen mußt, deine Füße bluten und aufgerissen sind vom Wandern über rauhe Felsen, spitze Steine, gefrorenen Boden; Stunden, in denen du dich fragst, ob die dir winkende Belohnung die vielen Leiden wert sei. Doch als guter Hindu wirst du dich weiter quälen und dich mit dem Gedanken trösten, daß kein Lohn ohne Mühsal verdient wird, und daß, je größer die Leiden in dieser irdischen Welt sind, um so größer der Lohn im Jenseits sein wird.

DER MENSCHENFRESSER

Die Stelle, an der zwei Flüsse zusammenströmen, nennt der Hindu «prayag». Bei Rudraprayag strömen zwei Flüsse zusammen, der Mandakini, der von Kedarnath kommt, und der Alaknanda von Badrinath; von hier aus ist der durch die Vereinigung der beiden Flüsse gebildete Strom allen Hindus als der Ganga Mai, der übrigen Welt als der Ganges bekannt.

Wenn ein Raubtier, sei es ein Leopard oder ein Tiger, zum reißenden, zum menschenfressenden Tier wird, so wird ihm ein Ortsname zugelegt; es erhält gewissermaßen einen Titel. Dieser Name will aber nicht unbedingt sagen, daß das Tier seine Laufbahn als Menschenfresser an dem Ort, dessen Namen es trägt, begonnen oder dort all seine Opfer gefunden habe. Es ist daher verständlich, daß jener Leopard, der seine entsetzliche Laufbahn in einem kleinen Dorf an der Pilgerstraße nach Kedarnath, zwanzig Kilometer von Rudraprayag entfernt, begann, der Leopard von Rudraprayag genannt wurde und für den Rest seines Daseins der «Menschenfressende Leopard von Rudraprayag» hieß.

Leoparden werden nicht aus den gleichen Gründen wie Tiger zu Menschenfressern. Zu meinem Leidwesen muß ich sagen, daß Leoparden — die schönsten und geschmeidigsten, die anmutigsten aller Tiere unserer indischen Dschungel, die, wenn sie verwundet in die Enge getrieben werden, keinem an Mut nachstehen — Leichenfresser sind, und daß sie, vom Hunger getrieben, genau wie die Löwen im afrikanischen Busch jedes Aas fressen, das sie im Dschungel finden.

Da die Bewohner der Landschaft Garhwal Hindus sind, verbrennen sie ihre Toten. Die Verbrennung findet stets an

einem Flußufer statt, damit die Asche zum Ganges und von dort ins Meer geschwemmt werde. Weil aber die Dörfer meist oben in den Bergen liegen und die Flüsse oft Meilen entfernt in den Tälern strömen, erfordert eine solche Beerdigung für eine kleine Gemeinde einen erheblichen Aufwand an Menschenkraft: allein die Sammlung und der Transport des für die Verbrennung benötigten Holzes bedarf unendlicher Mühe. In normalen Zeiten werden alle Riten peinlichst und vorschriftsmäßig durchgeführt, doch wenn Seuchen die Bergwelt heimsuchen und die Menschen schneller sterben, als man sie zu beerdigen vermag, wird ein sehr einfacher Ritus befolgt: dem Dahingeshiedenen legt man eine glühende Kohle in den Mund, dann wird der Leichnam zu einer Schlucht getragen und hinuntergeworfen.

Ein Leopard, der in einer Gegend, in der es ihm an Nahrung mangelt, solche Leichname findet, kommt sehr bald auf den Geschmack von Menschenfleisch. Wenn die Seuche vorüber ist und wieder normale Bedingungen herrschen, wird er auch weiterhin Menschenfleisch suchen und wird, wenn er keine Leichen mehr findet, lebende Menschen anfallen. Während der Grippe-Epidemie, die 1918 durch das Land fegte und über eine Million Menschenleben dahinraffte, wurde auch Garhwal schwer heimgesucht, und nach Beendigung dieser Seuche begann der «Menschenfresser»¹ von Garhwal seine grauenvolle Laufbahn.

Sein erstes Menschenopfer holte er sich am 9. Juni 1918 im Dorfe Bainji und das letzte am 14. April 1926 im Dorfe Bhainswara. In dieser Zeit sind dem Tier gemäß den Regierungsstatistiken 125 Menschen zum Opfer gefallen. Obwohl ich nicht glaube, daß diese Zahl wesentlich höher ist, wie es Regierungsbeamte, die zu jener Zeit in Garhwal dienten, und die Bewohner des Gebietes, in welchem der Menschenfresser sein Unwesen trieb, behaupten, weiß ich aus eigener Erfahrung, daß sie nicht stimmt; denn einige Opfer, die während meines Auf-

¹ Die meisten Tiger und Leoparden verzehren lediglich andere Tiere. Die wenigen, die Menschen anfallen, werden in Indien «man-eater», also Menschenfresser genannt (Anm. des Übersetzers).

enthaltene in jener Gegend fielen, wurden in den amtlichen Verlustlisten nicht aufgeführt.

Wenn ich dem Menschenfresser weniger Opfer zur Last lege, als er tatsächlich zur Strecke gebracht hat, will ich weder die Leiden verkleinern, die das Volk von Garhwal während acht langen Jahren erdulden mußte, noch möchte ich den «Ruhm» des Tieres schmälern, von dem das Volk von Garhwal behauptet, es sei der berühmteste menschenfressende Leopard aller Zeiten.

Wie hoch auch die Zahl der menschlichen Opfer sein mag, die Garhwali können mit Recht behaupten, daß dieser Leopard das Tier ist, das in der Welt die größte Publizität genossen hat, denn soviel ich weiß, wurde es in der Presse Großbritanniens, der Vereinigten Staaten, Canadas, Südafrikas, Kenyas, Malayas, Hongkongs, Australiens, Neu-Seelands und in fast allen Tages- und Wochenblättern Indiens genannt.

Außerdem wurden Geschichten über den Menschenfresser von den sechzigtausend Pilgern, die jahrein, jahraus zu den Heiligtümern von Kedarnath und Badrinath wallfahren, bis in die entlegensten Winkel Indiens getragen.

Sowie ein Mensch von einem Raubtier umgebracht wird, muß dieser Vorfall gemäß einer Regierungsverordnung so schnell wie möglich dem «Patwari» (ein Beamter, dem eine Gruppe von Dörfern untersteht) gemeldet werden. Der Patwari hat die Pflicht, sich dann sofort an Ort und Stelle zu begeben, und wenn von dem Opfer keine Reste mehr vorhanden sind, unverzüglich die Dorfbewohner zu einer Suchaktion aufzubieten. Sowie der Leichnam gefunden wird, muß der Patwari an der Fundstelle eine Untersuchung vornehmen, und erst wenn er sich davon überzeugt hat, daß der Mensch einem Raubtier zum Opfer gefallen ist, es sich also nicht um einen Mord handelt, erteilt er den Hinterbliebenen die Erlaubnis, die Reste des Leichnams zur Verbrennung oder zur Beerdigung, je nach der Kaste oder dem Glauben des Opfers, mit sich zu nehmen. Der Fall wird dann in seinem Register dem in jener Gegend herumstreifenden Menschenfresser zur Last gelegt und dem Distriktschef der Gegend ein ausführlicher Bericht

erstattet; der Distriktschef führt gleichfalls ein Register über die Opfer des Raubtiers. Falls jedoch der Leichnam oder dessen Reste nicht gefunden werden — das kommt zuweilen vor, denn diese Tiere haben die betrübliche Gewohnheit, ihre Opfer weit fortzuschleppen — wird der Fall zur weiteren Untersuchung in Schwebe gehalten und einstweilen dem Menschenfresser nicht zur Last gelegt, ebensowenig, wenn Menschen von einem Raubtier verstümmelt werden und erst später an diesen Wunden sterben.

Es werden also infolge dieses Systems — das wohl nicht zu ändern ist — solchen Tieren, namentlich wenn sie ihre «Tätigkeit» mehrere Jahre hindurch ausüben, weniger Menschenopfer zur Last gelegt, als sie wirklich zur Strecke gebracht haben.

SCHRECKEN

Das Wort «Schrecken» wird so oft für alltägliche, unbedeutende Vorfälle gebraucht, daß es häufig seine wirkliche Bedeutung verliert. Ich möchte daher einen Begriff davon geben, was Schrecken — im wahrsten Sinne des Wortes — für die fünfzigtausend Bewohner des dreizehnhundert Quadrat-kilometer großen Bezirkes in Garhwal, den der Menschenfresser heimsuchte, und für die sechzigtausend Pilger, die zwischen 1918 und 1926 jährlich jenes Gebiet durchwanderten, wirklich bedeutete. An Hand einiger Beispiele werde ich zeigen, wie berechtigt der Schrecken der Bewohner und der Pilger war.

Noch niemals ist ein nächtliches Ausgehverbot peinlicher und strikter befolgt worden als jenes, das der menschenfressende Leopard von Rudraprayag dem Volk auferlegt hatte.

Während der Tagesstunden nahm das Leben seinen üblichen Verlauf: die Männer wanderten zu den Märkten und Basaren zur Erledigung ihrer Geschäfte oder zu entfernten Dörfern zum Besuch ihrer Verwandten und Freunde, die Frauen stiegen zu den Berghängen, um Gras für ihre Dächer oder für Viehfutter zu schneiden, die Kinder gingen zur Schule oder führten die Ziegen auf die Weide oder sammelten im Dschungel Abfallholz, und zur Sommerzeit plackten sich Wallfahrer einzeln oder in Scharen auf den Pilgerwegen, die zu den Heiligtümern von Kedarnath und Badrinath führen.

Sowie sich jedoch die Sonne im Westen dem Horizont näherte und die Schatten länger wurden, änderte sich urplötzlich das Verhalten der gesamten Bevölkerung: Männer, die gemütlich zu den Basaren oder den fernliegenden Dörfern geschlendert waren, eilten nach Hause; Frauen rannten, große Grasbündel schleppend, stolpernd die steilen Berghänge hinunter; Kinder,

die auf dem Heimweg von der Schule getrödelt oder sich beim Heimtreiben ihrer Ziegenherden oder beim Holzsammeln verspätet hatten, wurden von ängstlichen Müttern zurückgerufen; müde Wallfahrer wurden von den Ortsansässigen ermahnt, schleunigst den Schutz der Pilgerhütten aufzusuchen.

Brach dann die Nacht herein, lastete auf der ganzen Gegend ein unheimliches, drückendes Schweigen; nichts regte sich, nichts bewegte sich, kein Laut ertönte. Die gesamte Bevölkerung befand sich hinter schwer verrammelten Türen — in vielen Fällen waren noch zusätzliche Türen angebracht worden — und jene Pilger, die nicht das Glück hatten, in Häusern Unterkunft zu finden, drängten sich in den offenen Pilgerschuppen ängstlich zusammen. Jeder Mensch, wo immer er sich auch befand, ob in einem Haus oder in einer Hütte, hütete sich, einen Laut von sich zu geben aus Furcht, die Aufmerksamkeit des entsetzlichen reißenden Tieres auf sich zu ziehen.

Acht lange Jahre hindurch beherrschte dieser Schrecken das Volk von Garhwal und die durch diese Landschaft ziehenden Pilger.

Nachstehend will ich einige Beispiele für die Ursachen dieser Angst und dieses Schreckens geben.

Ein vierzehnjähriger Waisenknabe, ein Hirte, der der Klasse der Unberühmbaren, der Parias, angehörte, erhielt abends, wenn er mit seiner Herde von vierzig Ziegen von der Weide zurückkehrte, sein Essen und wurde dann mit den Tieren in einen kleinen Raum eingesperrt, der sich im Erdgeschoß eines einstöckigen Hauses unter dem von seinem Brotgeber bewohnten Zimmer befand. Damit die Ziegen ihn nicht im Schlaf störten, hatte sich der Knabe in der äußersten Ecke des Raumes, der keine Fenster und nur eine Tür besaß, eine durch einen Verschlag abgetrennte Lagerstätte eingerichtet.

Sobald der Knabe und die Ziegen im Innern waren, wurde die Tür vom Dienstherrn von außen verschlossen. Eine kurze Kette verband den Türhaken mit der Klammer im Rahmen, in die der Sicherheit halber noch ein Stück Holz gesteckt war;